

TEIL I

Jeder, der in Bangkok einen Abend lang mit einem schönen Mädchen geflirt hat, kennt die Feststellung im Hotelzimmer – hoppla, das ist ja ein Kerl. Die Helden dieses Episoden-Romans sind geradezu von Missverständnissen umzingelt.

TEIL II

Greenwashing und anderer Wahn

Schelmisch betrachtet werden hier die Marotten einer Generation, die als Shoppingopfer in der Medienfalle sitzt. Sie frönt dem West-Buddhismus, probt den grünen Aufstand und huldigt ihrer berüchtigten ›German Angst‹.

Роберт Моля

Seelenvergnügt

Taten und Gedanken eines Bummelanten

Um sich und alle seine Kräfte etwas Speziellem zu widmen, muss man eine große Liebe dafür haben, jedoch auch eine große Gleichgültigkeit gegenüber allem anderen. Jenen, die das können, widme ich dieses Buch.

Für die literarische Unterstützung geht mein

Dank an:

Kathleen Rose

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet vorliegendes Buch in der

Deutschen Nationalbibliographie; <http://dnb.ddb.de>.

Layout, Gestaltung, Illustration: R. Mohr. Buchbestel-
lungen und Gemäldeaufträge richten Sie bitte an:

T.: +49-(0)89-65309830, www.warmstrand.de

[http://marjorie-wiki.de/wiki/Robert_Mohr_\(Publizist\)](http://marjorie-wiki.de/wiki/Robert_Mohr_(Publizist))

Satz, Druck und Bindearbeiten: cpibooks, Birkach

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-00-050309-2

Inhalt

Seelenvergnügt

Taten und Gedanken eines Bummelanten

Vorrede

TEIL I

Ich bin	7
Der Privatier	34
Der Erfolg bei Frauen	42
Die Traumfrau	66
Der Traumfreund	77
Milieu studie beim Stadtlauf und im Wellnesstempel	97
Das Geld liegt nicht auf der Straße	104
Der schreibende Tramp	114
Warum wir 7Eleven und Miss Thailand lieben	134
Myanmars Mönch-Militär-Maschinerie	147
Im Knast von Myawaddy	161
Vom Pamir bis zum Schwarzen Meer	167
Nomade mit ewigem Heimweh	183
Der Trip: Break on through – O.Z.O.R.A.	200
Tristano, der Versager	210
Die Stadträtin	229
Im Reichstag	234
Das Alter, der Tod – This is the end	245

TEIL II

Die Medienfalle	253
Das Shoppingopfer	274
Des Weißen Krankheit	278
Greenwashing und anderer Wahn	285
Was wird sein?	314
Schöne Sprache – schwere Sprache	321
Export- und Reiseweltmeister trotz ›German Angst‹	327
Die Welt	347
Der Mensch ist mittel. Punkt.	375
Demokratie 4.0	400

Nachrede

Vorrede

Ave atque vale (›Sei begrüßt und lebe wohl!‹)

Für jeden Menschen ist sein Name das schönste Wort in seinem Sprachschatz. Und alle lieben das Wörtchen ›ich‹. In vielen Sprachen besteht das Wort für ›ich‹ aus einer einzigen Silbe. Selten wird es mit mehr als zwei Buchstaben geschrieben: je, yo, I, das Russische Я (gesprochen: ja). Kurzum: Es geht im Leben eines Menschen meist nur um ihn selbst.

Vorliegendes Buch ist dem ›Ich‹ gewidmet. Ironisch beleuchtet es auch die Marotten der Medien- und Konsumgeneration. Es hat mich lange begleitet. Ich habe die Geschichten nicht bei mir zu Hause geschrieben, sondern in Bergherbergen und Strandcabañas und in den Häusern lieber Freunde, die sie mir zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt haben. Ich danke ihnen. Es ist nicht notwendig sie aufzuführen, sie wissen Bescheid.

TEIL I

Ich bin

Auf den folgenden Seiten finden sich einige wahrhaftig wahre Geschichten aus dem Leben eines, der Zeit seiner Existenz ein herzbetrunkenes Kind gewesen ist. Hätte dieses Kind zwei Stunden lang stillsitzen können, so wären vielleicht ganz unerwartete Dinge geschehen. Vielleicht hätte das Kind als Erwachsener eine schöne Geschichte geschrieben oder ein neues Wohnungsgesetz entworfen oder ähnliches. Stillsitzen aber war gegen seine Natur. Seine wahnsinnig geschäftigen Beine trugen ihn davon. Die Rede ist von mir. Meine Gegenwart ist ein Schiff, das bei rauer See durch die Wellen pflügt. Oh wie oft habe ich mir gewünscht, dass mein Dasein eher ein Floß wäre, das auf einem Fluss ruhig mit der Strömung treibt. Dann aber hätte ich nicht den Mittelpunkt bilden können, der ich gerne war. Kein schriller Mittelpunkt, sondern wie die Hostie, die von den Katholiken im Tabernakel aufbewahrt wird.

Aber alles der Reihe nach: 1968 erblickte ich das Licht der Welt. Was für ein Jahrgang für Sex and Drugs and Rock'n'Roll. Aber ich befand mich erst in meinem ersten Lebensjahr und bekam von all dem nichts mit. 20 Jahre später beherrschte die Immunschwäche Aids die Stimmung der Jugend. Und wieder zwanzig Jahre später Religionskriege. Die jungen Erwachsenen meines Geburtsjahres hätten all jene für verrückt erklärt, die behauptet hätten, die Menschheit würde im 21. Jahrhundert von Religionskonflikten beherrscht werden.

Wo die Donau seinen schönsten Bogen zieht, wo ein Dutzend patinierter Kirchtürme und ein Münster stadtbeherrschend in den Himmel stoßen und generationenlang sich nichts geändert hat, und trotzdem die Bürger Sorge haben, ihr vom turbulenten Strom der Zeit mitgerissenes Lebensschifflein unbeschadet ans Ufer zu bringen, wo von alters her der

Sohn, wenn der Vater starb, die Metzgerei übernahm und führte, bis auch er starb, da wuchs ich auf.

Meinen Namen aber schrieb ich mit drei umgekehrten R also mit drei Я Я Я, was auf Russisch so viel will ›Ich, Ich und nochmals Ich‹ bedeutet. Zugleich ist dies eine kleine Hommage an meine ersten drei Lebensjahre. Ich konnte damals kein R-Laut aussprechen, sondern stattdessen nur ein L, was bei meinem Namen, der drei R beinhaltet, zur Erheiterung der Erwachsenen beitrug. Das Problem erledigte sich mit der Zeit, ganz ohne logopädischen Aufwand.

Seit dem Tag meiner ersten Beichte begleitete mich auch nur beim Gedanken an Sünde ein leichter Brechreiz, hervorgerufen durch diesen Geruch nach unsauberer Unterwäsche, den alte Damen in die Beichtkabinen meiner Kindheit setzten. Dieser Geruch nach Inkontinenz störte meine Konzentration schon im Vorschulalter.

Ja womit hatte ich denn gesündigt? Wobei der Pope es so formulierte, dass es selbstverständlich war, dass ich gesündigt hatte. Ich war fünf, wusste noch nichts von Ironie und Sünde, aber traute mich nicht zu fragen, was das denn sei – Sünde? Dabei wäre der Pfarrer um keine Antwort verlegen gewesen: Sünde ist die Unfähigkeit sich selbst zu verzeihen. Und wer daran glaubt, dass ein Priester diesen Job für ihn erledigen kann, für den erledigt es eben ein Priester. Das hätte er zum Beispiel sagen können. Aber noch ahnte niemand in Ulm, dass das letzte Amtsjahr dieses Priesters anstand. Der erste Geistliche in meinem Leben wurde nämlich exkommuniziert und heiratete weg in die Hauptstadt. Mir sollte sein unkeusches Handeln zeitlebens ein Segen bleiben.

Im Firmunterricht lernten wir die Zehn Gebote, wobei ›du sollst deine Eltern ehren‹ als das wichtigste behandelt wurde. Bei der Firmung trugen die Mädchen Brautkleider und wir Jungs steckten in Anzügen von zu kurz geratenen Bankiers. Konnte es Gottes Wille sein, kleine Mädchen darauf zu trimmen, Banker zu heiraten? Also Menschen, die bei Sonne dir zwei Regenschirme ausleihen, um bei Regen drei zurückzufordern. Also weigerte ich mich meinen Anzug anzuziehen und sagte zum verdutzten Pfarrer:

»Der Herr braucht weder Bräute noch Banker. Er bewirtet jeden, egal, was er trägt.«

Das hatte ich von meinem Lieblingsonkel übernommen, dem Antichristen unserer Familie. Ich, ewig lustiger Gesell, hatte eine zugleich gelassene und unabhängige Auffassung vom Leben. Man hielt mich allgemein für einen sorglosen, frechen, glücklichen Burschen. – War das wahr? Als ich die Schule verließ, war ich ein schwerverwundeter Junge, der nur deshalb nicht Selbstmord beging, weil ich noch nicht wusste, dass der Mensch, wenn er nicht weiterkam, Selbstmord begeht. Nur, um mir selbst zu beweisen, dass ich zu allem fähig war, balancierte ich zunächst auf dem schmalen Geländer der Brücken meiner Stadt, dann im Galopp über die Bögen der Eisenbahnbrücken und ließ mich schließlich einarmig von den Rändern der Hochhäuser hängend filmen, dem Sensenmann ins Gesicht lachend. Gegen Selbstmordgedanken war das eine prima Therapie, zur Nachahmung empfohlen.

Meine besonderen Kennzeichen sind: Kein Hipsterbart, keine Tattoos. Ich bin krankhaft aktiv; doch glaubte ich, man merke es mir nicht an. Um als normal zu gelten, musste ich vorgeben, Angst zu haben. Nicht, dass ich nie welche hatte. Angst haben wir alle. Ein Unterschied liegt in der Frage: wovor? Jedenfalls, was die meisten fürchteten, zog mich an. Also musste ich Angst heucheln, um so in den Genuss des Trostes und anderer schöner Dinge zu gelangen. Ich klammerte mich also »ängstlich« an den Oberschenkel meines Kindermädchens, was mir eine Ohrfeige einbrachte. Das Kindermädchen wurde im späteren Leben eine berühmte Löwenbändigerin. Sie soll ihr Leben im Maul eines Löwen ausgehaucht haben.

Ich verabscheute die Schule und genügte nie ihren Anforderungen. Ich verachtete sie als Institution, kritisierte ihre Machthaber und befand mich in einer Art Opposition gegen alle Abrichtungsmethoden. Mein schulischer Erkenntnisekel überzeugte mich, dass die Lehrer allzu oft nur Beschneider statt Gärtner waren, noch bevor wir durch den Garten unserer Ideen gewandert sind. So bürstete meine Grundschullehrerin meine Pläne Astronaut zu werden brüsk bei Seite, obwohl ich

bis heute glaube, das Zeug dazu gehabt zu haben. Der Deutsche Volksmund fast das Dilemma gut zusammen: ›Bei Lahmen lernt man hinken, bei Säufnern lernt man trinken.‹ Die völlige Kompetenzfreiheit des Lehrapparats lernte ich zum ersten Mal kennen, als unser Erdkundelehrer uns vom Elsass vorschwärmte. Dieser Landstrich liegt seit den sechziger Jahren unangefochten an der Spitze der Lieblingsländer deutscher Lehrer, die zu Fuß oder per Rad jene verborgenen Idyllen entdecken, die ›abseits ausgetretener Touristenpfade‹ liegen – seit jeher der beste Tipp, um allen anderen in die Arme zu laufen. Das Schulwesen wird in großen Staaten immer höchstens mittelmäßig sein, aus demselben Grund, aus dem in großen Küchen bestenfalls mittelmäßig gekocht wird. Durchaus habe ich neben Strafarbeiten und Nachsitzen auch gute Erinnerungen an die Schule. Einmal meldete ich mich und fragte, ob ich mal für fünf Minuten in den Puff gehen könnte. Alles erstarrte, nur mein Physiklehrer, Herr Hertkorn, schaute auf seine Uhr und sagte ganz ruhig:

»In fünf Minuten bist du zurück!«

Ich erwartete die Minuten auf eine Zigarette im Schul-WC, war pünktlich zurück und erhielt, nicht zuletzt zum Erstaunen von mir selbst, keine Strafe.

Wohl dem, der solche Kindermädchen und Lehrer am Anfang seines Lebens hat. Mit voller Montur ist nur Athene aus dem Kopf des Zeus gesprungen. Mir war also bewusst, ohne Bildungseinrichtungen nicht weit kommen zu können.

Die Unibibliothek war ein hoher, schöner Raum, geplant, erbaut und bezahlt von Menschen, die glaubten, dass jene, die an langen Tischen vor aufgeschlagenen Büchern saßen – sogar jenen, die verkatert, verschlafen, widerwillig oder unverständlich waren –, viel Raum um sich haben sollten, mit Tüfeln aus dunklem, glänzenden Holz und hohen Fenster, die von lateinischen Ermahnungen umrahmt waren und den Blick auf den Himmel freigaben. Ein paar Jahre lang, bevor sie Lehrer oder Geschäftsleute wurden oder Kinder großzogen, sollten sie das haben. Und jetzt war ich an der Reihe und sollte das auch haben. Doch wollte mir nicht einleuchten, dass von einem Menschen erwartet wird, sich in eine Uniform

einzusperren. So was wie die Uniform eines Ingenieurs oder eines Arztes, und dann wächst Haut darüber, und dieser Mensch kann sie nie wieder ausziehen.

Was aber brachte den Menschen dazu? Sex! Sex bringt dich in den Zustand ein Irgendetwas zu werden, damit du den Lebensunterhalt verdienen kannst. Nur damit du deine Dröhnung Sex und die Folgen davon bezahlen kannst.

An der Universität merkte ich allzu bald, dass oft nur Stunden zerredet wurden. Hier quälte uns einer wegen einer Wortwendung in einem mittelhochdeutschen Gedicht, dort erging sich ein anderer über das psychologische Prinzip bei Nietzsche. Professoren und Studenten wie Studentinnen alle mit gleichen Gesichtern, drückten die Bänke, dann gingen sie mit ihren Mappen wieder weg.

Wenn mein Horoskop Ruhe empfahl, machte ich mich daran, den nächsten Berg zu erklimmen, vorausgesetzt das Wetter war miserabel genug. Ich war irgendwie antizyklisch gepolt. Das ersparte mir viele Verkehrsstaus. So erlebte ich die Welt weniger bevölkert, etwa so wie sie vor 120 Jahren gewesen sein mag.

Dabei bin ich gar kein Landmensch. Schon aus dem Grund, dass es leichter ist, in einer Stadt einen ruhigen als in einem Dorf einen urbanen Platz zu finden. Ein untrügliches Kennzeichen der Provinz, ist dass man weniger Lesende im öffentlichen Personennahverkehr findet und dafür mehr Rollläden an den Hausfassaden. Ich hasse dieses rabiate Öffne von Rollläden durch asketische Frühaufsteher in Kleinstädten. Ein Glück, dass Großstädter Jalousien den Vorzug geben. Es gibt Städte und Länder wie ein Trittbrett, auf das man wie ein Flüchtling rasch seinen Fuß setzt, aufspringt, um in der Zukunft anzukommen. Man möchte, dass kein Weg dorthin zurückführt. Doch Spuren hinterlässt man überall.

Man konnte sich durchaus fragen, ob meine Mutter es mit der Treue immer so genau genommen hatte. Ob ich womöglich irgendeinen Dressman als Erzeuger hatte. Nur meine Augen stehen etwas zu weit auseinander und die Lider hängen permanent auf Halbmast. Meine Ähnlichkeit mit Daniel

Craig als abgehalfterter 007 in der 107 Minute von ›Spectre‹ ist verblüffend. Nur bin ich kleiner, aber genauso schlüpfrig wie dieser ›Craig-Bond‹ mit Muskeln wie Bruce Lee, also nicht den dicken, sondern denen wie Stahlseile. Ich sollte mir noch ein wenig Blut auf die Klamotten schmieren und ein paar Löcher einschießen. Dann könnte ich behaupten, ich hätte gerade den Vatikan vor einem gigantischen Terroranschlag gerettet.

Ich bin ziemlich klein. Vielleicht strengte ich mich in allem deshalb so an. Ich lernte früh Radfahren, lief sehr gut Schlittschuhe und konnte ausgezeichnet reiten. Ich versuchte fast alles, was man versuchen konnte, wenn man auf dem Dorf wohnte.

Kinder erleben ein Papierschiff auf einer Pfütze wie andere die Ozeanüberquerung mit dem Kajak. Sie erforschen Käfer und Gras wie Naturforscher den Urwald und sausen auf dem Spielfeld an einer Seilbahn durch die Luft wie Höhlenforscher, die unterirdische Schluchten überwinden müssen. Wenn die Abenteuerlust nicht in den Genen stecken würde, wäre die Menschheit nicht so weit gekommen. Manche tun es zum Zwecke der Wissenschaft, anderen geht es um den reinen Nervenkitzel. Das sogenannte Entdecker-Gen, bekannt als DRD4-7R, kommt bei schätzungsweise 20 Prozent aller Menschen vor. Auch sie lernen aus Büchern, dass ein Kondom bis zu 18 Liter Wasser fassen kann und somit der leichteste Wasserbehälter ist. Aber erst in der Wüste machen sie die Entdeckungen, dass das Kondom nur mit einem T-Shirt überzogen platzsicher bleibt.

Nur wenige Fische springen aus dem Wasser. Nämlich jene, die ahnen, dass es über der Wasseroberfläche noch eine Welt geben muss.

Ich hasste Haustiere. Auch James Bond kann man sich beim besten Willen nicht mit einem Hund vorstellen. Das unkontrollierte Bellen und Winseln dieser Tiere würde die geheimen Missionen gefährden. Selbiges gilt zwar auch für quiekende Frauen; aber ein 007 nimmt das in Kauf.

James Bond: Welcher Mann möchte das nicht, statt still am Pullisaum des eigenen Lebens zu stricken kraftvoll am Saum

des Mantels der Geschichte schneiden? Statt Bahncard-50-Tickets zweiter Klasse auszudrucken und dann vier Stunden im stickigen Abteil zu verdösen, auf dem Dach des Zuges mit einem Extrembösewicht kämpfen. Und statt wieder nur unbeholfenes Zeug zu stammeln, wenn eine Schönheit vorbeiflaniert, diese handstreichartig erobern. Ach was erobern: James Bond muss um diese Wesen nicht einmal buhlen, sondern deutet, beutesatt und immer hungrig an, dass er momentan zu haben wäre.

Unsereins wechselt nicht die Kontinente, wechselt höchstens Supermärkte und Coiffeure, um über den Zuwachs an jungen Kassiererinnen und Frisörinnen auf dem Laufenden zu sein. Museen eignen sich da nicht; das Personal wechselt zu selten und die Besucher sieht man nie mehr wieder.

Aber statt Fahrten im Aston Martin blühen uns Verfolgungsjagden mit Rollator, statt Ostagenten Osteoporose.

Meiner Mutter war es wichtig, was die Nachbarn über uns dachten. Und immer, wenn sie die leeren Flaschen in den Vorgarten getragen hat, habe ich laut gerufen:

»Mama, trink nicht so viel. Alkohol löst keine Probleme.«

Schon meine Großmutter war abhängig – von Gott. Dass der Pfarrer versprochen hatte, mich zum Chorknaben zu weihen, stellte sich in ihrer Fantasie derart verführerisch dar, dass sie vor Glück zu weinen begann. Sicher sah sie mich in Gedanken als winzigen Engel in gold- und silbergewirktem Gewand, dem höchsten Himmel nahe, von wo aus ich Gelegenheit haben würde, in irgendeiner Weise ihr Leben auf Erden angenehm zu machen.

Ich wurde als melancholisch nett bezeichnet; tief im Inneren war ich aber auf Krawall getrimmt. Ich erwartete Respekt vor meinen Launen. Ich ließ mir von niemanden etwas sagen, denn auch ich schrieb niemanden etwas vor. Ich wusste natürlich, dass man anderen weder dreinredet noch dreinschweigt. Ich gehörte sogar zu den Menschen, die heiser werden, wenn sie acht Tage lang mit keinem ein Wort sprechen. Ein Schweiger war ich aber nicht. Nur dachte ich über mein Sprechen erst dann nach, wenn ich auf dem Gesicht

meines Zuhörers unangenehme Falten sah, so wie jetzt auf Ihrem Gesicht.

»Was möchtest du lieber: Blind oder taub sein?«

Schon früh war ich berüchtigt für meinen Hang zu provokanten Scheinalternativen und war selbst um piffige Antworten selten verlegen:

»Unbedingt blind. Lieber tönendes Dunkel als schweigendes Licht!«

»Was würdest du lieber: Im Eis erfrieren oder Verdursten?«
Mit solchen Fragen konnte ich Leute zum Wahnsinn treiben.

Ich liebte die ›offenen‹ eigensinnigen Musikinstrumente: die schwermütige Oboe, die verführerische Klarinette, das kompliziert sentimentale Cello. Mich faszinierte das Bilden von Tönen, durch den eigenen Atem, durch die Berührung von Saiten auf einem schwer bespielbaren Steg, von der Handhabung des dazu gehörigen Bogens ganz zu schweigen. Das Klavier dagegen nicht. Seine Töne sind nur die Töne eines Kastens. Egal, welche Taste ein wie wenig auch immer begabter Finger berührt, es kommt immer ein scheinbar fertiger Ton heraus.

Ich war nie besonders entscheidungsfreudig. Das bringt Vorteile. Zum Beispiel kann ich mich bis heute nicht entscheiden, ob ich auf öffentlichen Toiletten Papierhandtücher oder Elektrohandtrockner benutzen soll. Es gibt keine Informationen darüber, was nachhaltiger wäre. Also streiche ich mir die nassen Hände an meinen Haaren ab.

Ich kann zwar schwer ertragen, weniger zu können als die anderen, aber ich weiß auch, zum Schluss kommen Vertreter von Wirtschaft und Staat und machen uns zu Untertanen. Ich habe die Welt um keinen Deut bereichert, weder technisch noch kulturell. Genau darin liegt das Problem – völlige Talentfreiheit bei zu vielen Interessen.

Die Gedankenfreiheit haben wir. Jetzt brauchen wir nur noch die Gedanken. Man muss auf wenigen Gebieten wesentlich besser und soll möglichst nirgendwo wesentlich schlechter als der Durchschnitt sein. Das macht erfolgreicher, als auf vielen Gebieten nur etwas besser zu sein als die anderen. In meinem Machen steckt die Erkenntnis, dass man es in nichts

zur Meisterschaft bringt. Man hört so oft: ›Das könnte ich auch.‹ So Denkende unterscheidet nicht das Können, sondern das Tun.

Man sagt, das Studium wäre die Weiche für das Leben. Kommunikationswissenschaften und Geografie sind zwar Exotenstudien mit mittelmäßig hohen Erfolgsaussichten; doch im Geodaten-Zeitalter von GoogleMap und bei der Explosion der Massenkommunikation grenzt es an ein Wunder, darin versagt zu haben. Es sei denn, man sieht es so: Heute decken Navigationsgeräte den Bedarf nach topografischer Orientierung. Zugleiche dienen sie als Ausflucht. Das Navi hat die Bahn als beliebteste Ausrede fürs Zuspätkommen abgelöst. Es gibt Menschen, die sich beschweren, ihr Navi führe sie über einen Umweg nach Hause. Warum, will man fragen, nimmst du den dann, Dampfbake? Etwa weil Umwege die Ortskenntnis erhöhen? Oder weil Hirn aus? Die Antwort: Weil mein Herr, das Navi, mir befohlen hat, den Umweg zu fahren und dazu sagte: ›Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.‹ Oder hat das nicht das Navi gesagt? Dabei wäre es so leicht: Einfach auf weiblichen Sprachmodus stellen – schon folgt man automatisch nicht. Auch als Fußgänger neue Aufträge akquirieren, Börsenkurse checken oder fürs Abendessen noch schnell eine SMS an die Frau daheim absetzen, das kann doch nicht die Zukunft sein. Zur Abschaffung des aufrechten Ganges beim Menschen, der auch im Gehen auf einen Monitor starrt, will ich nicht beitragen. Menschen, die vom Google-Verkehrsleitsystem geleitet werden (›Seien Sie vorsichtig! Auf dieser Route gibt es möglicherweise keine Bürgersteige!‹) sind mir ein Graus. Dann lieber dazu beitragen, dass in dieser Welt der Müßiggang nicht ausstirbt. Fleißig und ehrgeizig wirkte ich nur deshalb, weil ich ein schwaches Gedächtnis hatte. Eine einmal begonnene Aufgabe musste ich rasch zu Ende bringen, da ich bald vergaß, worum es ging, was unweigerlich in den Mehraufwand einer Wiedereinarbeitung mündete. Und das ist nichts für Faule. Ich bin kein geborener Faulenzer, nur ein Tagedieb, weil so viele Arbeitgeber keine Ahnung davon haben, was ich ihnen nützen könnte.

Der Tag kommt mir vor wie von einem gütigen Gott, der gerne einem Taugenichts etwas hinwirft. Ich bin meinem Gott angenehm. Gott liebt die Glücklichen und hasst die Traurigen. Ich kannte keine Trauer, selbst auf Begräbnisse ging ich heiteren Gemüts. Und zwischen Gaza und Goma würde ich nichts empfinden. Ich wäre der perfekte Kriegsberichterstatter. Freunde waren mir stets nützliche Schachfiguren auf der Bühne meines Lebens, die man nur ungern opfert, wenn man das Spiel gewinnen will. Wie ich Beziehungen pflegte, pflegen andere nur ihr Sterbebett. Meine Prioritäten waren: Ich! Meine Bedürfnisse! – Und dann mit weitem Abstand erst all' die anderen. Es gab für mich nur einen Weg zum Ziel – den meinen. Dafür schmeichelte ich Mitmenschen, doch rücklings lachte ich über sie. Ich war durchaus sozial und umweltbewusst. Ich brachte meine alten Sachen auf den Flohmarkt, um andere damit zu erfreuen. Und wenn ich mich im Stadtverkehr verfuhr, so hätte ich heulen können, so sehr schmerzte mich der unnütz verursachte CO₂-Ausstoß.

Ich war das seltsame Gemisch aus einem Konservativen und einem Hippie; für freie (Tantra-)Liebe – überall, allzeit und mit jedermann. Ich liebte alle und wunderte mich, warum mich nicht alle liebten.

Ich mochte Berge, Wind und Wasser, in allen seinen Formen. Ich surfte gerne und fuhr Ski. Ich bin ein visueller Typ und habe auch Gerüche gerne. Auch wenn das vielleicht klingt, als ob ich jemand wäre, der Bäume umarmt. Das ist es nicht.

Ich schnorrte mich schon länger nicht mehr durch die Mülltonnen des Supermarktes meiner Straße. Denn ich habe herausgefunden, dass jeden Morgen Kaffee und Tee an der Bahnhofsmmission ausgeschenkt wird. Von 9-11 Uhr serviert die Caritas kostenloses Frühstück und ab 11:30 Mittagessen für € 1,50. Eine andere Caritas-Filiale wartet allabendlich mit einer kalten Platte auf. Täglich kredenzt das Obdachlosencafé ›Kanapee‹ von 10 bis 18 Uhr billiges Gebäck. Auch die Mobile Jugendhilfe offeriert Mittagessen. Die winterlichen Vespermonate der Kirchen sind wahre Begegnungsstätten unter Obdachlosen aus Nah und Fern.

Die Kleiderkammer vom Roten Kreuz und die Speisetafel der Caritas sind nur für Hartzler, zumindest theoretisch. Grundsätzlich allen hilft jedoch das Reparaturcafé. An bestimmten Wochentagen lockt auch die normale Gastronomie seine Gäste mittels Motto-Buffets zum Vorglühen. Und am Sonntag gönne ich mir das Buffet beim Chinesen.

Auch die Notessen der Klöster gehören zu meinem abwechslungsreichen kulinarischen Programm. Praktisch gelegen für mich ist der Orden der Templer mit seiner Armenspeisung. Hier stelle ich mich an. Wer weiß schon, wie viele sich vom Betteln ernähren und viel Geld hinterlassen? Ich bin sogar so ein Sparfuchs, dass ich ›Vodka‹ lieber mit ›V‹ als mit ›W‹ schreibe, um die Tinte für einen Aufstrich zu sparen. Mir kommt zupass, dass ich seit meinem 17. Lebensjahr mein Körpergewicht gehalten habe. Alle Hosen von damals passen noch. Deshalb vermutlich mein Faible, zu horten und zu verstecken. Ich nenne es das Eichhörnchen-Gen.

Keiner fragte nach einem Berechtigungspapier. Kartoffeln, Brot und die exotischsten Lebensmittel sind der Lohn dafür. Nicht mehr taufrisch, aber genießbar. Schon zur zweiten Woche erscheine ich als Profi mit zwei Aldi-Tüten, dem Erkennungszeichen aller Bedürftigen. Mein Motorrad parke ich zwei Ecken weiter. Aber das lange Anstehen strapaziert meine Nerven. In der Warteschlange herrscht die aggressive Stimmung der Armut. Einen der Verteiler glaube ich zu kennen. Wir beide beschließen, der Sache nicht auf den Grund zu gehen. Er behandelt mich anfangs wie einen Enthüllungsjournalisten auf Recherche-Tour. Später gewöhnt er sich an mich; denkt wohl über mich: Drogen! Frau weg! Kinder auch! Das Ausfallen der Schneidezähne wird noch folgen.

Die Sinti und Roma mit Kinderwägen rings um mich drängeln um die Wette mit den Russen samt ihren Krücken. Es gilt nämlich: Mütter mit Kindern und Krüppel haben Vorrang! Zwischen Rentnern aus Kasachstan und anatolischen Hausmännern ragt mein Blondschoopf auffällig aus der Warteschlange. Ich bin einer der wenigen Deutschen und werde auch so behandelt – auf die Füße steigen, abdrängen, verspotten. Das ändert sich als ich einem der Drängler – ich suche

mir einen kleinen Schwächlichen – meinen Ellenbogen knapp an der Nase vorbeisause lassen. Ich fluche und versichere, dass der nächste Hieb nicht ins Leere geht, sondern seine Nase ins Gesichtsinere befördert. Ich hätte eh nichts zu verlieren, sage ich; würde mich sogar wieder auf das Essen im Knast freuen! Kurze Stille in der Schlange; dann ist wieder jeder mit sich selbst beschäftigt und ich bleibe im weiteren Verlauf von Dränglern verschont.

Etwas später sitze ich in einem kleinen Raum, vollgestopft mit essenden Menschen. In der Tat, wer da hineingeht, der muss mit einem dünnen Essen zufrieden sein. Eigentlich sind auch alle zufrieden, wenn man die kleinen, bornierten Unzufriedenheiten abrechnet. Ein ehrlicher Ort, wo jede Bequemlichkeit und Eleganz fehlt. Ich liebe das, wenn alle gleich schnell und billig essen müssen. Auch ich habe ja mit dem Gelde zu rechnen. Allen, die hier verkehren, scheint das Essen zu behagen, das aus einem Teller Suppe, einer Portion Gemüse und Fleisch und aus einem zierlichen Dessert besteht. Einfachheit ist die Mutter aller Zufriedenheit. Die Bedienung an der Ausgabe lässt nichts zu wünschen übrig, in Anbetracht der zahlreichen hungrigen Esser, auch wenn jeder eine kleine Ungeduld nach noch frühzeitigerer Abfertigung verspürt. Es ist ein immerwährendes Essen-Austeilen, Essen-in-Empfangnehmen und Essen-Verschlingen. Mancher, der verschlungen hatte, mochte das Gefühl empfinden, noch nicht satt zu sein und sah neidisch auf solche herauf, die noch zu empfangen hatten. Warum aßen sie so schnell? Eine absurde Gewohnheit aus Tagen kurzer Pausen von Angestellten, zu denen man ja längst nicht mehr gehörte. Wer konnte wissen, was der andere war, was er gewesen ist, bevor er zur Armenspeisung gelangte. Würfelte nicht das Schicksal die Leben der Menschen heftiger durcheinander wie mit einem Würfelbecher?

Nicht nur kostenlose Nahrung für den Bauch ist mein Ziel, auch Nahrung für den Geist hält meine reiche Stadt freigiebig bereit. Davor, gelesene Bücher in der Gewährleistungsfrist zu Hugendubel zurückzubringen, scheue ich mich noch. Aber ich lasse sie originalverpackt, um sie weiter zu verschenken.

Die Leih-DVDs und -Computerspiele der Stadtbibliothek ersparen dem Prekariat eine Menge Geld. Außerdem werden wöchentlich anspruchsvolle Filme gezeigt. Die Volkshochschule bietet manche Stadtführungen und manchen Vortrag inklusive Kuchen für lau. Dozenten und HIV-ler – Entschuldigung: Hartz IV-Empfänger – bekommen 50% Rabatt. Aber man bekommt keine 100%, wenn man beides ist, sondern eine Anzeige wegen Sozialbetrug.

Eines ist klar, als jobbender Hartzer muss man nett zu Freunden sein. Enttäuschte Menschen sind schnell damit, einen beim Jobcenter und Finanzamt anzuzeigen. Rasch ist die Maske des Freundes beiseitegelegt und die des hasserfüllten, aber staatstreuen Bürgers hervorgeholt.

Ich war nie krank und beneidete immer die, die krank sein konnten, die man pflegte, für die man etwas feinere Worte hatte, wenn man zu ihnen sprach. Deshalb dachte ich mich öfters krank und war gerührt, wenn ich in meiner Einbildung vernahm, wie meine Eltern zärtlich zu mir redeten.

Meine Eltern hatten keinerlei Bezug zu meiner absonderlichen Psyche. Wenn man nach seinem Weihnachtsgeschenk im Hause stöbere, sagten sie zum Beispiel, dann würde das Geschenk ›puff‹ machen und verschwinden. Das brachte mich in keine inneren Nöte. Was wäre wohl faszinierender? Ein Weihnachtsgeschenk zu bekommen oder dem beizuwohnen, wie es mit einem lauten ›Puff‹ vor mir explodierte? Womöglich mitsamt dem Christkind. Ich suchte wie besessen, fand jedes Weihnachtsgeschenk und keines flog in die Luft. Sie können sich meine Enttäuschung vorstellen, zu erkennen, dass die eigenen Eltern perfide Lügner waren.

Die Feststellung, dass selbst meine Nächsten mich hintergingen, förderte früh meine Skepsis. Dass mein Glaube an den Storch, als neugieriger Bub, nicht lange bestehen konnte, war nur natürlich. Ich verkündete meinen Unglauben an den Storch, den ich gleich folgerichtig auf das Christkind ausdehnte. Auch die Mär, dass ein Bub, der zu rauchen anfing, mit sofortigem In-die-Hosenmachen büßen musste, strafte ich Lügen. Ich verspürte aber keineswegs deshalb die Lust, Raucher zu werden. Die vermeintliche Entlarvung der elterlichen Warnungen regte mich zum selbständigen Denken über ande-

re Fragen an, die das Leben hertrug. Lasse dir nie ohne weiteres imponieren, rezitierte ich vor mir selbst. Ich beschloss: Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen und selten etwas Besseres.

Die Isolierung durch meine Helicoptereltern machte mich unmutig und bis zu einem gewissen Grade böse. Die Bosheit entsprang dem primitiven Neid auf die, die draußen frei toben durften.

Ich flüchtete mich gerne in Kinderbücher. Man glaubt, sie würden zum Träumen anregen, aber mir steigerten sie den Realismussinn, weil man in Büchern Erfahrungen, die man in einem Leben gar nicht machen kann, schon gar nicht als Zehnjähriger, vorweggenommen bekommt.

Die Scherben eines von mir zerbrochenen Tellers, die als Mahnung eine Woche lang an meinem Platz liegen sollten, ließen mich keinen Bissen mehr essen, so dass die Seelenmarter abgebrochen werden musste. Alles Autoritäre war mir ein Gräuel. Von meiner Wehrdienstzeit brachte ich einen starken Hass gegen den Militarismus nach Hause.

Schon als Kind faszinierten mich nur zehn Prozent der Erwachsenen. Als Jugendlicher höchstens fünf. Mit jeder Lebensphase wurden es noch weniger.

Die Leute sagten, ich sei ›sehr reif für mein Alter‹. Ich wusste, dass das nur ein anderer Ausdruck war für ›schrecklich vorlaut‹. Die Leute lächelten meine Mutter dabei angestrengt an, als wäre das eine Behinderung, als würde ich sie damit kränken, dass ich nicht so dumm war, wie sie es als Zehnjährige waren. Meine Oma war 78. Und man sah ihr das auch an. Ihr Gesicht sah aus wie Zeitungspapier in durchnässten Schuhen, aber es kam nie jemand auf die Idee zu sagen, Oma sei reif für ihr Alter.

Für mich gibt es viel zu viele Regeln. Und das mit den Regeln kann ich nicht besonders gut. Ich schummle bei Monopoly, fahre auf der Busspur, nehme die Tragetaschen von Ikea mit nach Hause und bleibe bei der Passkontrolle auf dem Flughafen nie hinter der Linie stehen. Und wenn ich auf die Toilette gehe, lasse ich die Türe offen. Das ist schon eine Charakterschwäche. Ich bin jemand, vor dem man sich duckt,

einer, der sich und sein Wissen für so fabelhaft hält, dass er alles um sich herum verachtet oder ignoriert. Wir Genies machen uns aus der Welt ebenso wenig wie sie sich aus uns. Wir schreiten vielmehr ohne besondere Umstände in unseren Siebenmeilenstiefeln gerade auf die Ewigkeit los. Wir studieren in dem großen Bilderbuch, dass der liebe Gott uns draußen aufgeschlagen hat und Wissen nennen wir den kleinen Teil der Unwissenheit, den wir geordnet haben.

Als Kind hätte ich gerne verzärtelt werden mögen; als ich aber einsah, dass es unmöglich war, dass man mir diese Aufmerksamkeit schenkte, wurde ich ein Flegel und verlegte mich darauf, diejenigen zu ärgern, welche den Vorzug genießen, brave Kinder zu sein. Solche Kinder sind ungeheuer konservativ und werden sofort von allem abgestoßen, das nicht im Lot ist und von der Norm abweicht, so wie ich. Noch größeres Vergnügen als Schwächere zu wurmen, machte es mir, Ohrfeigen von stärkeren Kindern zu kassieren. Daran sah ich, dass ich das Geschick hatte, sie zornig zu machen. Das gelang mir sogar als stummer Beobachter und erst recht als problematischer Akteur.

Nur weil ich es sah, wie jemand sich ungeschickt benahm, zürnte er mir. Er musste einige Achtung vor mir gehabt haben, dass es ihn kränken konnte, wenn er sich vor mir blamierte.

Ich wollte immer, ich könnte ohne mein Zutun Menschen dazu veranlassen, mich zum Teufel zu jagen. Oh nein. Was denke ich da? Ich bin schon verrückt.

Auch den Frauen wollte ich eigentlich gefallen. Aber ich konnte es einfach nicht unterlassen, ihren Unmut zu erregen, nur zum Spaß. Sie nahmen das persönlich und schossen verstärkt zurück. Das überraschte mich wiederum. Ich wurde nach einem sportlichen Routineangriff ernsthaft verletzt. So hielt die Frauenwelt mich und ich die Frauen für aggressiv.

Ich bin kein schlechter Mensch, wurde aber dazu konditioniert. Zum Beispiel, das erste Mal, dass ich eine Flasche hinter dem Tresen einer Bar klaute, war, nachdem mir die Bedienung meinen fast vollen Drink abgeräumt hatte. So kam

ich auf den Geschmack. Mit einem irgendwo gefundenen Schwerbehindertenausweis parkte ich gewissenlos auf Behindertenparkplätzen.

»Na, welche Behinderung haben wir denn«, pflaumte mich einst eine Politesse an.

Ich sagte: »Tourette! Und was hast du, Fotze?«

Ich begann erst dann keine Eintritte in Clubs zu bezahlen, nachdem ich das erste Mal aus einer Discothek herausgeflogen bin. Mit der Zeit wurde ich immer abgebrühter. Selbst Verkleidungsbälle, zu denen Leute gingen, die sich für viel Geld etwas Originelles gekauft hatten, enterte ich mit der Selbstverständlichkeit eines Freibeuters. Beim Motto ›Schwere Jungs und heiße Mädchen‹ streute ich Puderzucker auf eine Untertasse, legte zwei gerollte Geldscheine dazu und flanierte am sichtlich beeindruckten Türsteher vorbei, dessen offener Mund urtümlich hätte sagen wollen »Du nicht! Motto verfehlt.«

Mit allen Men-in-Black-Knopf-im-Ohr-Typen dieser Welt habe ich Frieden geschlossen, auf dass sie sich meiner erbarmen und mich in die Oktoberfestzelte einlassen. Meine Sozialkompetenz als selbsternannten Mediator ging so weit, dass ich (während des Oktoberfestes) bei Kontrollen in der U-Bahn mich als Leiter des Tourismusamtes ausgab, um die Delinquenten vor den Ordnungshütern zu schützen.

Ich werfe mich schützend zwischen einen Polizisten und einen Wildbiesler mit seinen bis zu den Knien heruntergelassenen Hosenbund und sage:

»Dass die Hosenläden bei kleinen Hosengrößen immer so klein sein müssen, dass da kein Schwanz durch passt.«

Und tatsächlich der Beamte kennt wohl das Problem und dreht schmunzelnd ab.

Also bin ich ein Gutmensch? Mitnichten! Denn auch ich werfe mein Rotgeld in die Rinnen der Festzeltpissoirs. Soll Glück bringen, diese Spende fürs WC-Personal. In Wahrheit ist es ein entwürdigendes Herabblicken auf die Reinigungskräfte. Die sollen die Münzen ja bekommen, jedoch nur mit Mühe. Wen wundert da die schlechte Laune aller Kломänner

und Klofrau mit ihrem durchdringenden ›Dein-Trinkgeldkrieg-ich-Blick‹?

Ja ich bin ein Schwein, aber ein praktisches. In meiner selbstgenähten Ziegenlederhose habe ich ein Loch in der Tasche gelassen. Hier kann man leicht durchgreifen, um sich rasch Erleichterung zu verschaffen.

Um Taxifahrer zu beglücken, sagte ich ›Fahren Sie dem Wagen nach‹ und korrigierte dies erst dann, wenn dieser Wagen nicht mehr in meine Richtung fuhr. Und wenn ich einen verschimmelten Käsekuchen serviert bekam, lobte ich seinen aparten Gorgonzolageschmack. Nein, ich bin wirklich kein Schlechter, sogar ein Guter. Aber ständig spukten mir halbseidene Ideen durch den Kopf. Ich wurde nur deswegen nicht kriminell, weil ich um meine Reisefreiheit fürchtete. Das einzig kriminelle, was ich unternahm, waren meine sonntäglichen, vielmehr sonnnächtlichen Friedhofsbesuche. Hier richtete ich die Gräber der armen Leute wieder her, indem ich die Blumen von den Gräbern der Reichen nahm.

Ich blieb zeitlebens in die Idee verliebt, große Kunst mit großem Geschäft zu verbinden. Ich liebte Geschäftsideen, wobei der Schwerpunkt auf den Ideen und weniger auf dem Geschäftlichen lag. Politische Schaudredner zu vermieten war so eine Idee. Plötzlich wären die Gäste einer lahmen Party Teilnehmer eines politischen Salons. Aber bislang läuft dieses Geschäft nur mit Stripteasetänzern.

Seitdem ich wusste, dass Begleiter von Rollstuhlfahrern freien Zutritt zu Konzerten, Museen und Stadien hatten, besorgte ich mir einen alten Rollstuhl. Aber mir gingen die Freunde aus, die sich auf diese Weise irgendwo einschmuggeln wollten. Als Mitglied beim ›e.V. Körperbehinderte und ihre Freunde‹ konnte ich als Begleitperson in der Bahn mit einem Behinderten ganz Europa erkunden. Auf Konzerten saßen wir in der ersten Reihe und fast umsonst. Ein Miet-Behinderter braucht auch kein Futter. Abends bin ich ihn wieder los. Und das Wichtigste – einen Rollstuhl zu schieben, kommt bei den Damen besser an als Gymnastik mit nacktem Oberkörper in jener Freibadecke, in der sich die Lustmolche tummeln. Natürlich offenbarte ich niemandem

gegenüber, dass Krankheit und Behinderung für mich vor allem ein missglücktes Experiment der Evolution, ein Beweis für die Fehlbarkeit Gottes seien.

Die Erfahrungen aus meiner Mitgliedschaft im »e.V. Körperbehinderte und ihre Freunde« brachte mich auf die Idee »Marry-a-pensioner« zu gründen. Ansinnen war es, migrationswillige Latinas mit Todgeweihten in europäischen Hospizen zu vermählen. Der Idee vorangegangen war zudem eine Reise. Auf meinem T-Shirt stand damals großkotzig: »I'm not deaf. I ignore you.« »No« und »Go« waren meinen Hauptfloskeln. Ja wohin denn? In dein Elend? Schon gut, du hast gewonnen. Ja, ich geb dir jetzt etwas. Aber nicht den Zehn-Pesos-Schein, den ich vom Wasserverkäufer zurückkriege. Das ist zu viel. Ich wechsele den Schein und gebe dir, Bettlerin, fünf davon. Das was du von Indern auch bekommst. Ich erwarte ein ärgerliches Gesicht, Undankbarkeit und einen geringschätzigen Blick. Und es haut mich aus den Socken, denn die Bettlerin sagt »Thank you« in einem Tonfall als hätte ich ihr das Hundertfache gegeben. Und lächelt dankbar dazu, glücklich und strahlend. Und in diesem Moment erkenne ich nicht nur an ihren Augen, dass sie wirklich erst 21 ist. Ihr ganzes Gesicht ist plötzlich 21. Und es ist wunderschön.

Die Umsetzung von »Marry-a-pensioner« scheiterte übrigens am Gesetzgeber. Der war damals noch nicht so weit, zu erkennen, dass Latinas und Afrikanerinnen das Älterwerden hierzulande erleichter könnten. Zum geringen Gegenwert sind sie bereit, alte Partner zu akzeptieren. Jedoch gebe ich Problem zu. Giftmorde in Afrika sind keine Seltenheit. In winzigen Dosen dem Essen beigesetzt lässt das Gift den Betroffenen langsam erkranken, dahinsiechen, sterben. Sie heiraten, um zu erben. Wir heiraten, um zu sterben.